

Zum Geleit

Mit diesem Buch wende ich mich an Eltern und Angehörige sehgeschädigter Kinder, es ist aber auch für Pädagogen und Therapeuten gedacht. Ihnen möchte ich zeigen, wie Musiktherapie für blinde Kinder nach meiner Meinung hilfreich eingesetzt werden kann. Dabei habe ich Beispiele aus meiner musiktherapeutischen Praxis ausgewählt, die deutlich machen sollen, wie ein jeweils benannter Entwicklungsschritt eines Kindes in der Musiktherapie bewältigt wurde und nach meiner Ansicht ganz allgemein unter Verwendung von Musiktherapie gemeistert werden kann. Und zwar von beiden: Erwachsenen und Kind. Weil das kindliche Lernen eng mit dem Einfühlungs-, Lern- und Begriffsvermögen des Erwachsenen verbunden ist, gilt es, die Beziehung zu einem blinden Kind immer wieder daraufhin zu prüfen, wo die Verbindungen sind und wie sie sind: viele Verhaltensweisen (und also unausgesprochene Vorannahmen) sind uns Sehenden als solche nicht bewusst, bestimmen aber Haltungen und Beziehungen umso mehr.

Diese Arbeit zu schreiben ist schwierig. Sie handelt von Begegnungen zwischen sehenden und sehgeschädigten Menschen und benutzt dabei ausschließlich Begrifflichkeiten, die aus meiner Perspektive als Sehende stammen. Nichtsdestotrotz möchte sie Anstöße für ein Einfühlen in die Welt geburtsblinder Kinder und ihre Förderung durch Musiktherapie geben und aufzeigen, was die spannenden Schnittstellen in Begegnungen sehgeschädigter und sehender Menschen nach meiner Meinung sind. Ich denke, dass unsere Erlebniswelten von grundlegend verschiedener Art sind und die Begegnungen zwischen den blinden Kindern und mir als gestaltete musikalische Interaktionen davon geprägt waren und sind. Und darum geht es mir: ich möchte deutlich machen, dass sehende und blinde Menschen in zwei verschiedenen Welten leben, die von einem ganz anderen Gefühl, in der Welt zu sein, geprägt sind, und dass es schwierig für einen sehenden und einen blinden Menschen ist, den jeweils anderen zu verstehen, weil jeder sich in ganz anderer Weise sein In-der-Welt-Sein konstruiert. Ein sehender Mensch kann sich ein Bild machen, ein blinder Mensch kann das nicht.

Das Material für dieses Buch stammt weitgehend aus meiner eigenen Forschungsarbeit¹. Dort finden sich die theoretischen Hintergründe und Überlegungen, Literaturangaben und Verweise, auf die ich hier der besseren

1 Wrogemann-Becker, H. (2010): Ich-Entwicklung blinder Kinder und die Rolle der Musiktherapie. Zur Symbolbildung unter der Bedingung von Blindheit. <http://www.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2010/4919/>.

Lesbarkeit halber verzichte. Auch eine entwicklungspsychologische Darstellung idealtypischer Verläufe heranwachsender Kinder nebst Auflistung blindenspezifischer Abweichungen werde ich hier nicht geben. Stattdessen möchte ich anhand mir wichtig erscheinender Entwicklungsschritte, wie ich sie in den musiktherapeutischen Begegnungen fand, Reifungsprozesse blinder Kinder im Vorschulalter nachzeichnen.

Dieses Buch konnte nur durch die Mitwirkung einiger Menschen entstehen. Meinen Eltern danke ich dafür, dass sie mir eine profunde, breit gefächerte musikalische Ausbildung ermöglicht und meinen Weg mit Liebe begleitet haben. Meinen Lehrern danke ich dafür, dass sie mein analytisches Denken geschärft und mein Interesse für ganz verschiedene Welten der Musik geöffnet haben. Meinen Schülern danke ich für die gemeinsame Arbeit und Freude und alle Herausforderungen, die zu meistern waren: ohne sie hätte ich meinen alten Traum, Musiktherapie zu studieren, nicht in die Tat umgesetzt. Den Eltern meiner Schüler und Therapiekinder, sowie Professoren und Supervisoren danke ich für ihr Vertrauen und die Ermunterung, therapeutisch und forschend tätig zu werden. Der Kind-Stiftung danke ich für die finanzielle Unterstützung meiner Forschungsarbeit. Meinen Kindern danke ich für ihre Lebendigkeit und Frische, die mir einen Wink in die Zukunft bedeuten. Meinem Mann danke ich für seinen unerschütterlichen Glauben an mich und die ständige Erinnerung daran, was meine wirklichen Ziele sind.

Danken möchte ich auch den Kindern und Familien meiner Forschungsstudie, die mir ihre Türen und Herzen geöffnet haben, ... und Marga.

Wie alles begann: Die erste Begegnung – die ersten Fragen

Es klingelt an der Tür und vor mir steht ein junges Ehepaar, der Mann mit seinem zweieinhalb-jährigen Töchterchen auf dem Arm. Sie hatten sich telefonisch angemeldet mit den Worten, ihr Kind sei blind, sie hätten gehört, ich sei Musiktherapeutin, sie wollten, dass das Kind und ich Musik machen sollten, am besten Klavier, ihre Tochter Sarah sei musikalisch, sie selbst leider nicht. Keine langen Erklärungen, die Eltern schienen entschlossen. Da stehen sie nun, neugierige Gesichter, erwartungsvoll. Ein kleines Zögern nur, man weiß nicht, was reden. Wahrscheinlich haben sie schon sehr viel über ihr Kind gehört, denke ich, und sicher viel schmerzliches. Am besten gleich ins Musikzimmer zum Klavier. An einen passenden Stuhl für das Mädchen hat keiner gedacht, also nehme ich es auf den Schoß. Kaum, dass

die Eltern sich setzen mögen, so gespannt sind sie. Das Mädchen berührt mit kurzem Zögern die Tastatur. Vorsichtig und behutsam schlägt es eine Taste an, scheint zu lauschen, schweigt. Tippt erneut, wartet. Stille. Atemlos gebannt wir Erwachsenen. Tastend und lauschend das Kind. Noch ein Ton, eine Pause, ein Ton. Wir Erwachsenen beginnen leise wieder zu atmen. Alles in Ordnung. Ein guter Ort für das Kind scheint gefunden. Die Entdeckungsreise hat begonnen.

Dies war der Anfang einer Arbeit, die bis heute andauert, die sich im Laufe der Zeit verändert und intensiviert hat. Ich beschäftigte mich in der ersten Zeit mit der Frage, wie Musik für blinde Kinder jenseits pädagogischer Absichten eingesetzt werden kann. Dahinter stand mein Wunsch, mehr von der Welt der Sehgeschädigten und besonders von blinden Kindern verstehen zu lernen. Dazu war Musik „nur“ das Mittel meiner Kontaktaufnahme und Beziehungsgestaltung, sozusagen meine Sprache mit dem Angebot, Musik als unsere Sprache zu etablieren. Eine Sprache, die, was mich anbelangt, zwar eindeutig auf westlichen Hörgewohnheiten basiert und aus biographischen Geschehnissen ihre Bedeutungen erlangt hat. Eine Sprache aber, die in anderer Weise symbolisch ist als das distanziertere, diskursive System unserer Worte. Wenn zwei Menschen dasselbe Wort benutzen, so meinen sie nicht notwendigerweise das gleiche. Dies gilt umso mehr für die Begegnung zwischen einem blinden und einem sehenden Menschen. Die Musik hingegen, die aus inneren Erregungen und körperlichen Bewegungen erwächst, ist aufs Engste mit den Gefühlen und (teils unbewussten) Absichten eines Menschen verbunden und bedient sich allgemeinmenschlicher Ausdruckformen wie verschiedener Tempi samt ihrem schneller und langsamer Werden, Lautstärken und ihrem An- und Abschwellen, metrischen Gleichmaßes oder Stockens, gespannter oder lockerer Intensitäten und anderem mehr.

Eine weitere Idee steht hinter meinem Versuch, blinde Kinder über Musik besser verstehen zu lernen. Ihr Umgang mit den Instrumenten und mit mir als Person gibt Aufschluss über ihre Vorstellungen oder Begriffe von dem, was sie umgibt, von ihrer Welt. Eine Grundidee der Psychoanalyse ist, dass ein Mensch in der therapeutischen Situation Verhaltensweisen und Umgangsweisen mit Menschen und Dingen vollzieht, die er bisher erlernt hat. Sie können dann vom Therapeuten gedeutet werden. Dazu ist es erforderlich, dass der Therapeut, die Therapeutin Raum lässt und abwartet, was aus dem Klienten entsteht, was er oder sie von sich aus tut. Ich war also gespannt darauf zu erfahren, in welcher Weise zum Beispiel das Klavier oder Keyboard für blinde Kinder im Vorschulalter interessant sein könnte und

was dies für unsere Beziehung bedeuten würde. Von sehenden Kindern ist mir das Verhalten sehr vertraut, dass sie, nachdem die erste Scheu abgelegt ist, die äußeren Tasten einer Klaviatur anschlagen und den höchsten und den tiefsten Ton miteinander vergleichen. Oder dass sie die Arme ausbreiten und ausmessen, von wo bis wo (wie tief bis wie hoch) sie schon greifen können. Auch das Spiel auf weißen und schwarzen Tasten wird von vielen sehenden Kindern probiert, die Klänge werden verglichen. Alle diese Handlungen, mit denen ein sehendes Kind sich zu einem Instrument ins Verhältnis setzt, bieten auch mir Gelegenheit, am Probieren Anteil zu nehmen und zum Kind und seinem Tun (beziehungsweise dessen Resultaten) Bezug herzustellen. Blieb die Frage, ob ein blindes Kind das genauso tut.

Deshalb ein Wort zum Begriff Musik:

Meine Gesangslehrerin Frau K. machte mich vor Jahren darauf aufmerksam, dass Singen eigentlich nichts anderes ist als Weinen, Schreien und Klagen, Lachen und Seufzen und was es an Gefühlsausdrücken sonst noch gibt. Nachdem ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte, wurde mir nach und nach klar, dass jede Äußerung eines Menschen, die über das Gehör zu vernehmen ist, Musik genannt zu werden verdient. Jedes Schnaufen und Röcheln, das Blubbern mit Spuckebläschen an den Lippen, das Kratzen und Scharren mit Fingern auf Kleidung oder Fußboden, das Klopfen mit dem Fuß kann als eine Veräußerlichung verstanden und als Botschaft aufgefasst werden. Mit einem solchen Verständnis von Musik und dem Verständnis von Musik als Sprache (inklusive der sie auslösenden Bewegungen) finde ich mich schon durch Sigmund Freud (der bekanntlich der Musik durchaus skeptisch gegenüber stand) bestätigt: „Wessen Lippen schweigen, der schwätzt mit den Fingerspitzen (...)“² hatte er 1905 geschrieben. Es ging um die Analyse von Dora, die bei einer bestimmten Gelegenheit nicht sprach, aber mit dem Klippverschluss ihrer Handtasche spielte, woraus Freud weitreichende Rückschlüsse zu ziehen begann. In gleicher Weise habe ich das Verhalten der blinden Kinder besser zu verstehen gelernt. Verabschieden wir uns also von der Vorstellung, hier werde es um schöne Lieder oder klassische Musik gehen. Gegen Ende meiner Ausführungen werde ich von Liedern und sogar von Johann Sebastian Bachs Musik berichten. Bis dahin gehen wir davon aus, dass es viele Arten von musikbasierter Beziehungsgestaltung gibt und dass im Hinblick auf persönlichen Ausdruck und

² Freud, S. (1905): Bruchstück einer Hysterie-Analyse. G W V, Fischer TB Verlag, Frankfurt/M., 161-286.

therapeutische Wirksamkeit jede Form und Ausprägung von Tönen und Geräuschen spricht.

Meine ersten Fragen drehten sich darum, wie wir in Kontakt kommen würden und was für ein blindes Kind bedeutsam ist. Ich fragte mich: Wie wird für ein blindes Kind etwas bedeutsam und was bedeuten seine Bewegungen und Gesten (mir)? Und endlich: Welche Bedeutung hat Musik als Ausdruck des Kindes und innerhalb unserer Beziehung? Oder einfach ausgedrückt: Was sagt mir das Kind? Nun könnte man meinen: „Wenn Sie wissen wollen, was das Kind ausdrückt – na, dann fragen Sie es doch einfach!“ Wollten wir diesem freundlichen Hinweis folgen, stießen wir sofort auf blindenspezifische Schwierigkeiten.

Anfangs schien manchen Kindern nicht klar zu sein, dass eine Frage von mir bedeutet, dass ich von ihnen eine Antwort erwarte. Sehr oft wiederholten die Kinder meine Frage – und nichts geschah. Das heißt die Kinder imitierten Klänge, den Sinn der Worte schienen sie nicht zu erfassen. Ein weiteres Indiz dafür, dass die blinden Kinder den nötigen Perspektivwechsel nicht vollzogen, waren Fragen wie diese der kleinen Valentina: „Will Valentina auf Mamas Schoß?“, wenn genau dies ihre Absicht war. Sie wiederholte also die Frage, die sie von der Mutter schon öfter gehört hatte und drückte damit ihren eigenen Wunsch aus.

Viele blinde Kinder wissen nicht, was sie wollen, weil sie die verschiedenen Möglichkeiten, die ihnen offen stehen, nicht kennen. Oder sie sprechen, wenn ich grade nicht da bin oder abgelenkt und innerlich abwesend bin, weil sie meiner Blickrichtung nicht folgen können. Die Gelegenheiten, aneinander vorbei zu reden, sind in realer und übertragener Hinsicht sehr groß. (Und wer in der Praxis steht, versteht, was ich meine.)

Ich habe also beschlossen, ganz von vorne zu beginnen (wobei das natürlich so nicht stimmt, weil ich Vorwissen über kindliche Entwicklungsverläufe und musikalische Gestaltungsmöglichkeiten habe), und so schlicht und unvoreingenommen wie es mir möglich war anzufangen. Ich betrat damit vor einigen Jahren eine Welt, die mir bis dahin gänzlich unbekannt war. Heute weiß ich ein bisschen mehr von dieser Welt, und davon will ich im Folgenden berichten.

Die Einteilung der Kapitel folgt den Entwicklungsschritten, wie die blinden Vorschulkinder sie in der Musiktherapie vollzogen haben. Die Reifeprozesse sind solche, die in ähnlicher Weise alle Kinder durchlaufen. Die blinden Kinder benötigen jedoch andere Vorstellungen und Bewältigungsmechanismen auf ihrem Entwicklungsweg. Im ersten Kapitel steht die Frage der Kontaktaufnahme und des Bezogenseins im Fokus unserer Begegnungen. Im zweiten Kapitel können aufgrund einer schon bestehenden Vertrautheit mit Instrumenten und zwischen uns zwei Personen Fragmente, also unverstandene und einbrechende Worte, Töne und Aktionen der Kinder, in Gefäßen (im übertragenen Sinne) gehalten und verstanden werden. Im dritten Kapitel entwickeln sich aus Tonketten Rhythmen, die das Phänomen der Pausen deutlich werden lassen: „Hier fehlt etwas – was fehlt zwischen uns?“ Immer auch geht es um die Perspektive der Erwachsenen: Wenn ich mich aus der Unmittelbarkeit der musiktherapeutischen Beziehung löse und aus größerem Abstand auf das Erlebte schaue, was habe ich dann über meine Beziehung zu den blinden Kindern erfahren und gelernt?

